**Zeitschrift:** ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

**Herausgeber:** Schweizerische Offiziersgesellschaft

**Band:** 120 (1954)

**Heft:** 3

**Artikel:** Soldaten im Feuer

**Autor:** Uhlmann, Ernst

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-25171

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*120. Jahrgang Nr. 3 März 1954*

*66. Jahrgang der Schweizerischen Monatschrift für Offiziere aller Waffen*

ALLGEMEINE SCHWEIZERISCHE MILITÄRZEITSCHRIFT

*Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft*

Adressen der Redaktion

Allgemeiner Teil: Oberstdivisionär E. Uhlmann, Neuhausen a. Rheinfall, Zentralstr. 142
Militärwissenschaftliches: Oberstdivisionär G. Züblin, Küsnacht ZH, Buckwiesenstr. 22

# Soldaten im Feuer

Das vor wenigen Jahren von General Marshall veröffentlichte Buch «Men against fire»[1] hat überall Aufsehen erregt. Erstaunlich mutete insbesondere die darin enthaltene Behauptung an, daß ein großer Teil der im Gefecht eingesetzten Leute sich am Feuerkampf selten oder überhaupt nicht beteilige. Diese Behauptung war das Ergebnis von Untersuchungen bei amerikanischen Truppen auf allen Kriegsschauplätzen des Zweiten Weltkrieges. Marshall stellte beispielsweise in der Normandie fest, daß selbst bei den bestausgebildeten Luftlandetruppen nicht mehr als 25 % der Leute von ihren Waffen Gebrauch machten. Die 350 Mitarbeiter, welche Marshall auf dem europäischen Kriegsschauplatz für seine Untersuchungen beschäftigte, machten beim Befragen der Truppe unmittelbar nach Abschluß der einzelnen Kämpfe die Erfahrung, daß lediglich 12 bis 25 % der Soldaten wirklich geschossen hatten.

Das Buch Marshalls blieb nicht unkritisiert. Es wurde sogar in einem gewissen Sinne als gefährlich bezeichnet. Es scheint uns jedoch, daß der Inhalt des Buches nur dann gefährlich sein könnte, wenn er verallgemeinert würde. Vor allem ist zu beachten, daß Marshall selbst nicht darauf Anspruch erhebt, seine Feststellungen gälten gleichermaßen für die Truppen aller Armeen.

[1] Im Verlag Huber & Co., Frauenfeld, in deutscher Übersetzung unter dem Titel «Soldaten im Feuer» erschienen.

Ganz unabhängig davon, ob die Verhältnisse bei uns gleich oder auch nur ähnlich wären, worüber im voraus kaum etwas Gültiges gesagt werden kann, mag es für uns jedenfalls interessant sein, aus einem in «Colliers» erschienenen aufschlußreichen Artikel zu erfahren, daß Marshall seine Untersuchungen im *Korea-Krieg* fortgesetzt hat, wobei er seine früheren Ergebnisse weitgehend bestätigt fand. In seinem offiziellen Bericht an die amerikanische Armeeleitung schrieb er unter anderem:

«In einer mittleren Füsilier-Kompagnie in Korea nehmen zwischen 12 und 20 % der Leute am Kampfe teil und entwickeln gleichzeitig auch allgemein Initiative. 25–35 % der Leute beteiligen sich nur unregelmäßig am Schießen. Diese Zahlen können als Beweis dafür betrachtet werden, daß sich die Beteiligung der Truppe am Kampf seit dem Zweiten Weltkrieg wesentlich verbessert hat.» Trotz dieser günstigen Änderung der Verhältnisse beschäftigt sich die amerikanische Armee in aller Intensität weiter mit dem Problem und zwar einerseits, um dessen Gründe noch besser abzuklären und anderseits, um Methoden der Verbesserung zu finden.

Man glaubt heute, die Hauptursache des passiven Verhaltens vieler Soldaten im Gefecht sei psychologisch bedingt: Erziehung, Bildung und Zivilisation führen bewußt oder unbewußt zu Hemmungen hinsichtlich der Vernichtung eines Gegners, die auch im Kampfe nachwirken. Sie hindern den Soldaten daran, das, was ihm während seines ganzen bisherigen Lebens beigebracht wurde, plötzlich zu überwinden.

Amerikanische Armee-Psychiater empfehlen, folgende Gesichtspunkte beim Versuch einer Änderung der Situation in erster Linie zu berücksichtigen:

1. Die individuelle Persönlichkeit des Soldaten ist in den Hintergrund zu drängen zugunsten einer Betonung der Massenpsychologie. In der Masse verliert der Mensch seine persönliche Überzeugung und er handelt so, wie er als einzelnes Individuum nicht handeln würde.

2. Der Mann muß fühlen, daß er Teil einer Gesamtheit ist, für die er einsteht, die er respektiert und die ihm Gewißheit gibt, daß die Abkehr von anerzogenen Hemmungen zum Töten richtig und notwendig sei.

3. Ferner ist es entscheidend, daß der Soldat einen Führer hat, von dessen Sicherheit, Überlegenheit und Rechtschaffenheit er überzeugt ist, so daß er seinen Befehlen unter Mißachtung hemmender persönlicher Gefühle unbedingt nachkommt.

4. Endlich ist der Soldat auf möglichst realistische Weise mit dem vertraut zu machen, was ihm allenfalls auf dem Schlachtfeld begegnen wird (Lärm, Anstrengung, Verwundung usw.).

Nach der Auffassung von Marshall sind die Güte der Sache, für die der Soldat kämpft, sowie der Nationalstolz für das Verhalten im Gefecht belanglos. Dagegen ist der Korpsgeist ein Moment, das für den Mann in starkem Maße Veranlassung sein kann, am Kampf wirklich teilzunehmen. Die in Korea durchgeführte Untersuchung bestätigte, daß der Soldat sich in seinem Deckungsloch furchtbar einsam vorkommt. Den von seinen Kameraden abgesonderten Mann befällt das Gefühl der vollkommenen Verlassenheit; er stellt sich vor, solange er nicht schieße und damit sich nicht zeige, werde auch der Feind nicht zurückschießen. Marshall betrachtet es deshalb als eine der wichtigsten Aufgaben der Unteroffiziere und Subalternoffiziere, nicht etwa selbst zu schießen, sondern vielmehr von Deckung zu Deckung zu kriechen und damit die Truppe im wachen Einsatz zu halten. Wo immer es möglich ist, sollten aus diesen Überlegungen heraus Außenposten wenigstens mit zwei Mann besetzt werden. Unter allen Umständen ist ferner dafür Sorge zu tragen, daß die automatischen Waffen nicht ausfallen, weil das Gewehrfeuer eher aufrecht erhalten bleibt oder zunimmt, solange die Automaten feuern.

Als größte Neuigkeit zur Überwindung der festgestellten Passivität im Gefecht wird das «talking-it-up» betrachtet, d. h. das Schreien und Brüllen während des Gefechts. Marshall machte die Beobachtung, daß während des Zweiten Weltkrieges im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg (und im Gegensatz zu der häufig geübten, von den Deutschen wenig geschätzten Praxis der Russen) die Truppen im Kampfe schweigen. Sie waren derart vom Gedanken an absolute Stille durchdrungen, daß sie sich schon wegen kleinster Geräusche die größten Sorgen machten. Demgegenüber empfiehlt Marshall, die Leute im Gefecht schreien und brüllen zu lassen, da in den meisten Fällen nach Gefechtseröffnung der Feind ohnehin wisse, wo man sich befinde und somit durch den Lärm durchaus kein Schaden angerichtet werde. Das Schreien sei deshalb von Bedeutung, weil es den Mann daran erinnere, daß er nicht ein verlassener Einzelner, sondern ein Glied innerhalb einer aktiven Gesamtheit sei. Das Erzeugen von Lärm durch Rufen und Brüllen könne Kettenreaktionen auslösen, die auf dem Schlachtfeld geeignet seien, aus Lämmern Löwen zu machen. Diese Theorie wurde in Korea in die Praxis umgesetzt. Gemäß amerikanischen Angaben wurde dabei der Zusammenhang zwischen Geschrei und Erhöhung der Zahl von Soldaten, die mit ihrer Waffe tatsächlich schossen, rasch klar.

Auf Grund der Untersuchungen im Korea-Krieg wurde in den USA statistisch nachgewiesen, daß Truppen, die eine realistischere Ausbildung erhalten hatten, die erste Phase des Gefechts viel besser überstanden, als Truppen, denen diese Ausbildung nicht zuteil geworden war. Die ameri-

kanische Heeresleitung beschloß daher, daß künftig sämtliche Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten eine Grundschulung auf der *Kampfbahn* (Infiltration course) zu durchlaufen haben, in welcher sie vor allem psychologisch besser auf das vorbereitet werden sollen, was sie im Kriege zu erwarten haben. Es scheint, daß diese Ausbildungsmethode auch in anderen NATO-Armeen übernommen wird. Im einzelnen besteht das Ziel der Kampfbahn darin, den Soldaten durch Nachahmen von Artillerie- und Granatwerfer-Feuer (ferngesteuertes Detonierenlassen von vorbereiteten Sprengladungen zu 250 g Trotyl) sowie durch Überschießen mit schweren Maschinengewehren mit dem Gefechtslärm vertraut zu machen; ferner soll der Soldat auf der Kampfbahn lernen, unter dem eigenen und markierten gegnerischen Feuer vorzurücken und Hindernisse (Gräben, Trichter, Baumstämme, Drahtverhaue) zu überwinden. Endlich dient die so angelegte Kampfbahn dazu, dem Soldaten den Übergang von der schulmäßigen Ausbildung zum Feuergefecht klar zu machen. B.

★

Man kann sich in unserer Armee nicht oft und eingehend genug mit dem Problem der Erziehung der Truppe zum inneren Kriegsgenügen befassen. Es bleibt die große Schwierigkeit des Milizsystems, in der kurzen Ausbildungszeit die Führer und die Mannschaft bis zur Kriegstauglichkeit zu schulen. Unserer Armee fehlt es zur kriegstauglichen Ausbildung nicht nur an Zeit, sondern auch an der Erfahrung, auf was es im Kriege ankommt. Durch eine rationelle Gestaltung der Ausbildung und durch Konzentration auf das Wesentliche sind wir in der Lage, die Zeitknappheit einigermaßen auszugleichen.

Die Frage nach den Anforderungen des Krieges stellt sich aber für unsere Armee als immerwährendes Problem. Währenddem wir aus den Berichten und Studien ausländischer Heerführer über den vergangenen Krieg waffentechnische, taktische und operative Erfahrungen auswerten können, bleibt die Möglichkeit der Auswertung geistiger und psychologischer Kriegs- und Kampferfahrungen bescheiden. Diese Erfahrungen sind derart persönlicher Natur, daß es selten möglich ist, allgemeine Schlüsse zu ziehen. Man muß sich dieser Tatsache gerade im Hinblick auf die von Oberst Marshall veröffentlichten Erfahrungen bewußt bleiben. Es ist insbesondere zu berücksichtigen, daß es sich bei den Untersuchungen durch Marshall um Soldaten einer Armee handelt, die im Gegensatz zur schweizerischen Armee über einen großen Reichtum an Waffen, an Material und Ausrüstung verfügt. Der amerikanische Soldat tritt normalerweise erst in das Gefecht, wenn der

Gegner durch massiven Einsatz der Luftwaffe, der Artillerie und der Panzer mürbe geschossen wurde. Die Verhältnisse waren in Korea im Hinblick auf die Dotierung an Waffen und Ausrüstung grundsätzlich nicht anders als im Zweiten Weltkrieg. Die Amerikaner verfügten in Korea – von den ersten Kriegswochen abgesehen – über reichliches und sehr wirksames Material. So ist es verständlich, daß die amerikanische Infanterie in vielen Kampfsituationen bedeutend weniger darauf angewiesen bleibt, den Gegner durch Verwendung der infanteristischen Waffen zu bekämpfen. Die schweren Mittel nehmen der Infanterie die Sorge um die Feuerbekämpfung des Gegners weitgehend ab.

Die europäischen Armeen, die nicht über das Riesenmaterial der Amerikaner verfügen, weisen in ihren Kriegserfahrungen eher auf eine Schießfreudigkeit ihrer Truppe. Von deutscher Seite wird beispielsweise vielfach betont, daß sich der Soldat mit dem Schießen Mut anschoß und daß es zu den Hauptaufgaben der unteren Führung gehörte, unnötige Schießereien zu vermeiden. Im ähnlichen Sinne äußern sich französische Berichte über die gegenwärtigen Kämpfe in Indochina. Man darf deshalb die Ausführungen Marshalls keinesfalls verallgemeinern, muß sich aber dennoch fragen, in welcher Hinsicht unsere Ausbildung Nutzen aus den negativen amerikanischen Erfahrungen ziehen kann. Es steht außer Zweifel, daß sich aus den Erfahrungen Marshalls für uns bei der Ausbildung der Gruppe und des Zuges hinsichtlich Feuerleitung und Feuerdisziplin wertvolle Folgerungen ergeben.

Noch wichtiger sind aber die aus den Untersuchungen Marshalls zu ziehenden psychologischen Konsequenzen. Wir erkennen in den vorstehend erwähnten amerikanischen Forderungen das ernsthafte Bemühen, die Erziehung und Ausbildung kriegsnahe zu gestalten, um dem Soldaten eine möglichst *kriegswirkliche* innere Einstellung zu vermitteln.

Diese Notwendigkeit besteht auch für unsere Armee. Wir sollten bei der Gestaltung unserer gesamten Ausbildung immer und immer wieder prüfen, ob wir unsere Truppe zweckmäßig und genügend auf den Krieg vorbereiten. Man wird – sofern die Überprüfung ehrlich ist – in vielen Ausbildungsprogrammen unserer Kommandanten die Kriegswirklichkeit und die klare Ausrichtung des Ausbildungszieles auf die Kriegstauglichkeit vermissen. Allzu viele Kommandanten begnügen sich mit der rein schulmäßigen technischen Ausbildung. Es fehlt vielfach die energische und konsequente Forderung nach dem gefechtsmäßigen Einsatz im Sinne einer für den Krieg tauglichen Lösung. Man muß die Forderung nach einer Ausbildung, die dem Bestehen im Ernstfall dient, auf jeder Stufe stellen, für den Einzelnen sowohl wie für die Gruppe, den Zug, die Einheit und den höheren Verband.

Die kriegsmäßige Ausbildung muß aber doch in erster Linie unten beginnen. Der einzelne Soldat soll sich mit seiner Waffe und in seiner Aufgabe so zurechtfinden, daß er die Chance des Davonkommens, des Überlebens besitzt. Diese Chance darf er niemals durch das Mittel der Inaktivität oder des Verkriechens schaffen. Gerade die numerisch unterlegene Armee benötigt aktive, draufgängerische Kämpfer. Es ist einleuchtend, daß wir die Aktivität des Soldaten nur durch eine zum Kampfeinsatz anregende Ausbildung erreichen, eine Ausbildung, die ein gewisses Maß an *Risiko* auf sich nimmt. Die Forderung bleibt selbstverständlich, daß bei jeder Ausbildung alle Sorgfalt in der Vorbereitung aufgewendet und jede Vorsichtsmaßnahme getroffen werden muß. Wenn wir aber eine für den Kampf taugliche Truppe erschaffen wollen, dürfen wir in der Ausbildung nicht im Dilettantischen oder Primitiven stecken bleiben. Unsere Truppe muß fähig sein, im feindlichen Feuer erfolgreich zu kämpfen. Ob wir hiezu auch das «Schreien und Brüllen» benötigen, werden wir vorerst wohl noch ernstlich überlegen.

Eines aber muß klar sein: Wer behauptet, eine Truppe werde sich im Ernstfall auch auf jenen Ausbildungsgebieten bewähren, die in der Friedensausbildung vernachlässigt wurden, wiegt sich in gefährlichen Illusionen und macht sich schwerwiegender Schwächen der Truppe mitschuldig. Sind wir frei von solchen Illusionen? Es sei in aller Offenheit festgestellt, daß in unserer Armee mancherlei Ausbildungsweisungen und Sicherheitsvorschriften die kriegsgenügende Ausbildung bis zur äußersten Grenze des Erträglichen einengen. Der Hinweis Oberst Marshalls auf die Notwendigkeit einer realistischen Ausbildung mit Hilfe der Kampfbahn deutet an, was es ausbildungsmäßig braucht, um Soldaten und Führer so zu schulen, daß sie im Feuer bestehen.

Es bleibt das weitere wesentliche Erfordernis, die Truppe für den Kampf psychologisch möglichst krisenfest werden zu lassen. Dieses Ziel bereitet dem militärischen Erzieher die größten Schwierigkeiten. Wenn man von den amerikanischen Forderungen des Artikels Marshall ausgeht, steht die Erziehung zur Einordnung in die militärische Gemeinschaft und zur «Abkehr von anerzogenen Hemmungen zum Töten» im Vordergrund. Den Sinn dieser Erziehung erfaßt man wohl am besten aus jenen Kriegsbüchern, die sich mit der geistigen und psychologischen Seite des Kampfgeschehens befassen. Es ist auf diesem Gebiet bisher noch recht wenig Positives und Wegweisendes erschienen. Zwar fehlt es nicht an Büchern, die den Zweiten Weltkrieg vom Standpunkt des Soldaten aus behandeln und die psychologischen Probleme in den Vordergrund rücken. Vor allem haben einige Amerikaner das Kriegsgeschehen von dieser Seite her angepackt. Wir denken da an Mailers «Die Nackten und die Toten», an

Heyms «Der bittere Lorbeer» und an Jones «Verdammt in alle Ewigkeit». Diesen und andern Büchern haftet aber allzu deutlich der Geruch einer bestimmten Tendenz an. Die Verfasser reagieren oft unangenehme militärische Erfahrungen in schroffen, unsachlichen Verallgemeinerungen ab. Es geht den Autoren manchmal mehr um die Sensation und die literarische Popularität, als um die seriöse geistige Wertung des Kampferlebnisses.

Im deutschen Sprachgebiet sind in jüngster Zeit einige Werke erschienen, die der psychologischen Deutung des Kampfeinsatzes beste Dienste leisten. Zu diesen Werken gehört das ausgezeichnete Buch eines ungenannten Autors «Einen bessern findst du nicht»[2], in welchem der infanteristische Kampfeinsatz der Gruppe, des Zuges und der Kompagnie in höchst eindrucksvoller Weise zur Darstellung gelangt. Kürzlich erschienen zwei weitere deutsche Bücher, die sich der geistigen Faktoren und der menschlichen Situation im Kampfgeschehen annehmen.

Einen drastischen Eindruck von der Brutalität des Krieges und der Totalität, mit welcher der Krieg den Soldaten erfaßt, zerknetet und oft zermalmt, vermittelt «Barras» von Karl-Ludwig Opitz.[3] Dieses Buch strotzt in seiner schonungslosen Darstellung von Garstigkeiten und Unmenschlichkeiten. Die Unbarmherzigkeit und das Grauen des Krieges grinsen aus der Sprache und aus dem Handeln der Soldaten und aus den Ereignissen. Die Lektüre wirkt unerquicklich, weil kaum etwas Positives, Aufmunterndes zu vernehmen ist. Aber was in diesem Buch steht, entspricht sicherlich der Kriegswirklichkeit.

Einen bleibend tiefen Eindruck über die Haltung des Soldaten im Kampf hinterläßt das Werk des während des Krieges in Rußland gefallenen Helmut Pabst «Der Ruf der äußersten Grenze».[4] Dieses Tagebuch eines Artilleriebeobachters, der während des Ostfeldzuges zum Leutnant avancierte, ist in der Form und im Inhalt von hoher Qualität. Es zeichnet an zahlreichen Einzelbeispielen die ausschlaggebende Wirksamkeit enger Zusammenarbeit der Artillerie-Beobachter mit der Front-Infanterie, schildert interessant den unerbittlichen Kampf der vordersten Grabenbesatzungen, die Wirkung von Panzerangriffen und die Erfolge zäher Panzerabwehr. Der größte Wert dieses Buches liegt aber darin, daß es die geistige Einwirkung des Kampferlebnisses auf den Soldaten ergründet. Man wird auch diese Darstellung nicht verallgemeinern können und ableiten dürfen, daß

---

[2] Vgl. Buchbesprechung ASMZ 1953, S. 373.

[3] Karl-Ludwig *Opitz: Der Barras.* Rowohlt Verlag, Hamburg.

[4] Helmut *Pabst: Der Ruf der äußersten Grenze*, Tagebuch eines Frontsoldaten. Verlag F. Schlichtenmayer, Tübingen.

jeder Frontkämpfer den Krieg so erlebt habe und empfinden werde, wie dies Helmut Pabst schildert. Aber das Kampferleben findet in diesem Buche eine Art der Auslegung, die sich mit den besten Kampfschilderungen anderer europäischer Soldaten deckt. Im unvergänglichen «Wir wollten nicht sterben» des Finnen Johansson, in Hillarys «Der letzte Feind», in den Werken von Aldrige, in Lamberts «La grande marche», in Rouillons «Les compagnons du premier jour» erkennt man dieselbe psychologische Wertung des Soldaten im Feuer. Für die Notwendigkeiten der Erziehung zur Kriegstauglichkeit bietet das Tagebuch Helmut Pabsts überzeugende Erfahrungen.

Der tiefe Eindruck dieses Buches strömt aus der Überzeugung, daß der Einsatz des Soldaten und daß Kampf und Krieg nicht Ausweglosigkeit bedeuten. Pabst ist alles andere als ein Kriegshetzer und Militärfanatiker. Er lehnt den Krieg entschieden ab und er gibt der gläubigen Hoffnung Ausdruck, daß die Völker einen Weg ehrlicher Verständigung wählen mögen. Aber er bemüht sich, als Frontsoldat einen Weg zu finden, der das Menschliche und Menschenwürdige zu retten vermag. Bei einer Erinnerung an das Elternhaus, an das frühere Geborgensein, sagt er schlicht: «Laßt nur, es ist alles nicht so schlimm, wir finden schon wieder zurück, so wie wir auch durch all die Wirrnis zu uns selbst finden und nichts verlieren, was uns eigentümlich und beständig an uns ist.»

«Der Ruf der äußersten Grenze» gibt auf manche Forderung Oberst Marshalls beinahe abgestimmte Antwort. Zum Problem des Tötens heißt es auf einem Tagebuchblatt beispielsweise: «Mit der Grundtatsache, daß einer dem andern nach dem Leben trachtet, muß man sich allerdings abgefunden haben: das ist der Krieg. Es ist das Handwerk. Übrigens ist das nicht so schwer. Den meisten kommt es gar nicht recht zum Bewußtsein. Das hängt wieder mit dem Automatismus der Waffen zusammen, mit der Tatsache, daß man meist auf Entfernung tötet und solche, die man nicht kennt und nicht sieht. Die Situationen, in denen Mann gegen Mann steht, in denen man weiß: den dort, und dann schießt, sind zwar in diesem Feldzug zahlreicher als in den bisherigen, sie sind aber doch nicht so häufig.» Der Autor betont jedoch, daß beim nahen Auftauchen des Gegners die Alternative kurzweg laute: Du oder ich!

In diesem Buche wird keineswegs das Lob der Primitivität und Anspruchslosigkeit gesungen. Der Verfasser sehnt sich im Gegenteil nach etwas mehr als nach der üblichen Ruhe, dem reinen physischen Ausspannen. «Schließlich ist da noch ein Rest in uns», sagt er, «der abends aufwacht und uns umtreibt. Uns alle, nicht nur mich allein». Er stellt wie alle, die denkend und geistig gesund bleibend den Krieg erlebten, die Frage, ob das Leben überhaupt noch einen Sinn habe. Aber auch nach schwerstem Einsatz und

bei größter Ermüdung siegt der Lebenswille: «Wir alle haben ein unbeschwertes Leben abgeschlossen. Aber das führt nicht zur Müdigkeit, nicht zur Resignation, denn es gilt nicht, an Vergangenem zu hängen. Es gilt, sich zu behaupten. Deshalb entfaltet sich der Lebenswille mit Macht. Man lebt dem Augenblick. Man gibt sich ihm ganz. Zu leben allein ist Glück... Aber auch in den ernsten Stunden spürt man des Lebens vollen Gehalt. Es ist bitter und süß, weil wir es kosten bis zum Grund, weil wir lernen, das Wesentliche zu sehen, und uns diese Erkenntnis mit allem Reichtum noch einmal beschenkt. In solchen Stunden entsteht der Wille, mit aller Gewalt durch diese Zeit hindurchzustoßen, um aus der Erkenntnis ein zweites Leben zu formen. Dieser Wille beherrscht uns mit solcher Macht, daß die Seele an der Zeit keinen Schaden nimmt. Sie ist ein Schiff mit schwerem Kiel.»

Aus dieser Einstellung resultiert auch die nüchterne Abwägung darüber, ob dem Soldaten seine letzte Stunde vorbestimmt sei. Man wirft auch bei uns diese Frage im Kameradenkreise auf. Helmut Pabst gibt, als einer seiner tapfersten Frontkameraden an einem völlig stillen Tag einem einzelnen Schuß zum Opfer fiel, die unsentimentale Erklärung: «Nun sagen wohl manche: ‚Es war Schicksal', ‚es war Bestimmung'. Aber stimmt denn das eigentlich? Ist es nicht ein armseliger Versuch, jenem Geschehen einen Sinn zu geben, nur weil wir zu feige sind, der Sinnlosigkeit ins Gesicht zu sehen? Braucht unser schwacher Geist eine Krücke? Nein, so billigen Kampfes kommen wir nicht davon. Dieses Geschehen hat keinen Sinn und unterliegt nicht menschlichem Gesetz. Der Krieg schlägt ohne Wahl, und wenn er ein Gesetz kennt, so ist es das, die Besten zu schlagen. ‚Die sich schonen, bleiben verschont', sagt Borée. Recht hat er. Die sich nicht schonen, sind ausgesetzt. Sie wehren sich ihrer Haut nach Möglichkeit. Ihr Lebenswille sucht das Gesetz zu besiegen, und je besser sie es erkennen, desto flinker und stärker werden sie sein. Denn hier gilt es nicht sich aufzugeben; hier ergibt sich keiner in sein Schicksal. Wir sind keine Lämmer Gottes, sondern wir wehren uns. ... Soweit sich der Gang der Ereignisse unserem Einfluß entzieht, sind wir ausgesetzt. Das läßt sich nicht vermeiden. Man paßt sich an. Man versucht, wachsam und schnell zu bleiben. Die Gefahr läßt sich dadurch mindern. Ausschalten läßt sie sich nicht. Die Kugel, die Du hörst, ist schon vorbei, und Du konntest nicht wissen, wie sie fliegt. Darein hat man sich nicht ergeben, damit hat man sich abgefunden. Das ist ein vitaler Unterschied.»

Etwas Wesentliches läßt sich psychologisch aus dieser Erfahrung lernen: Der Soldat gewöhnt sich an die Gefahr und verliert damit urmenschliche Angstgefühle. Denn um sein Leben bangt auch der Tapferste. Aber es ist entscheidend, daß man dem Soldaten eine Erziehung vermittelt, die den Angstkomplex vor dem Unbekannten und Unvorstellbaren mindert. Pabst

sagt überzeugend: «Die Gefahr, auf die man gefaßt ist, verliert sehr viel von ihrer Drohung. So geht es übrigens mit allen Gefahren. Weshalb ich denn überhaupt den Verband der kämpfenden Truppe in mancher Beziehung für den sichersten Platz halte. Hier gibt es keine Partisanen; der kämpfende Soldat beherrscht den Frontstreifen völlig... Ich weiß, was mich erwartet. Ich handle danach.»

Man lernt in diesem Buch erneut erkennen, daß der Kampf gegen die Angst, gegen die bedrängende Frage um Sein oder Nichtsein, zum ewigen Gesetz des Frontsoldaten wird. Wer diese Angst überwindet, gilt nicht als Held. Aber man nimmt den Einsatzbereiten als ganzen Mann, ohne daß man davon ein Aufheben macht. In schlichter Eindrücklichkeit heißt es irgendwo: «Wir sind keine Helden. Es ist die Frage, ob wir tapfer sind. Wir tun, was uns befohlen wird. Mag sein, daß es Aufträge gibt, vor denen man zögert. Gut – man geht natürlich trotzdem – und zwar ohne zu zögern. Das heißt, man läßt sich durchaus nichts anmerken. Ist das tapfer? Ich meine nicht. Es ist nicht mehr als selbstverständlich, und man ist es doch nur sich selber schuldig, keine Angst zu zeigen, mehr noch, keine zu haben. Denn es gibt keine Lage, deren ein aufmerksamer und ruhiger Geist nicht Herr werden könnte. Die Gefahr ist nur so stark wie unsere Einbildung. Und weil man durch die Vorstellung der Gefahr und ihrer Auswirkungen nur innerlich unsicher wird, ist es ein Gebot des Selbsterhaltungstriebs, diese Vorstellung nicht über sich herrschen zu lassen.»

Aber der Soldat im Feuer denkt doch gelegentlich an das Ende, an die Möglichkeit, daß er aus dem Kampf nicht mehr zurückkehren könnte. Helmut Pabst spricht auch über diese tiefsten Regungen des Frontkämpfers: «Der Tod ist uns hier stets gegenwärtig. Er ist es mit solcher Deutlichkeit, daß wir nicht an ihm vorbeisehen können. Deshalb haben wir ihm gegenüber auch längst unsere Stellung bezogen. Manche fürchten ihn wohl sehr. Sie klammern sich an die Hoffnung, daß er gerade an ihnen vorbeigehen möchte. So werden sie von Furcht und Hoffnung hin- und hergerissen. Die meisten machen sich wenig Gedanken. Sie schalten ihn aus ihrem Bewußtsein aus. Es wird schon gut gehen, denken sie und suchen ihre Chance zu wahren, ohne mehr auszuweichen, als der Auftrag erlaubt... Der Tod im Kampf ist kein natürlicher Tod. Zwar ist die gegenteilige These der Grundstein der Lehre Quintons. Quinton hat in dieser Angelegenheit nicht recht gehabt. Denn es ist nicht allein unsere Bestimmung zu fallen, damit das männliche Element im Bewußtsein der Rasse erhalten bleibe, wohl aber, daß die Bereitschaft zu sterben nicht erlöschen darf, da ein Volk zum Untergang bestimmt ist, dessen Männer nicht mehr zu sterben wissen. Richtig ist aber auch, daß jeder von uns noch vieles zu hoffen, zu wünschen,

zu erstreben hat, was über den jähen Tod hinausgeht. Wir tragen ungeborene Werke in uns, die geschaffen sein wollen. Gerade in diesen Jahren, in denen alle unsere Kräfte außer den soldatischen brachliegen, bedrängt uns stark der Wunsch, noch vieles zu wirken. Sein Werk zu erfüllen, ist aber auch eine Aufgabe des Mannes und nicht die geringere Leistung, die er der Nation schuldig ist. So ist es also nicht der Sinn unseres Daseins, dem Tod als etwas Natürlichem oder Selbstverständlichem entgegenzusehen. Das hieße ja, daß wir zuvor schon ausgelöscht wären, daß gar kein anderer Gedanke uns beherrsche als der an den Tod, und unser Leben sinnlos wäre, wenn es diese letzte Erfüllung nicht gefunden hätte.»

«Die Frage der Haltung gegenüber dem Tod», so fährt Pabst fort, «ist eine geistige Frage. Wer sein Leben wagt, um es täglich gesteigert zu gewinnen, wer sich am Tode reibt, weil das Spiel mit dem letzten Einsatz erregend ist, wird den Tod als natürlichen Bestandteil seines Lebens in Rechnung gesetzt und ihn erwartet haben; er wird noch im Tod die würdige Genugtuung finden, daß es ihm so lange gelang, ihn zu überlisten. Wenn das gefährliche Leben nur eine Phase ist, dann ist der Tod im Kampf auch nur eine Möglichkeit. Er ist vorzeitig, was die andern angeht, er wird ihn deshalb nicht gleichgültig hinnehmen können. Er kann es aber mit Gleichmut tun; er kann ihm beherrscht und gelassen begegnen, mit jener Würde, die seiner Haltung zu einem bewußten Leben entspricht und mit dem Willen, dem Feind bis zum Äußersten Abbruch zu tun, um dieses sein kostbares Leben teuer zu verkaufen und der Pflichterfüllung ein letztes, grimmiges Siegel aufzudrücken.»

Man mag einwenden, es sei im Frieden frivol oder zum mindesten unnütz, von der Haltung gegenüber dem Tode zu reden. Wenn wir unsere Friedensausbildung auf den erfolgreichen Einsatz im Krieg ausrichten, wird es jedoch nicht nur nützlich, sondern notwendig sein, die Truppe geistig auch darauf vorzubereiten, daß viele militärische Aufträge den Einsatz zum letzten Gang einschließen. Man darf sich nicht scheuen, in unserer militärischen Erziehung auch dieses ernsteste und letzte geistige Problem zu berücksichtigen.

Es ist unvermeidlich, daß der Fronteinsatz den Menschen allmählich ändert. Es tritt eine Abstumpfung der Empfindungen ein, die in Helmut Pabsts Fronttagebuch folgende Auslegung erfahren: «Wir haben das Thema der seelischen Reaktion heute im Gespräch aufgegriffen, um unseren inneren Zustand zu überprüfen. Das Ergebnis war rauh. Empfindsamkeit ist nicht mehr unsere starke Seite. Wir tun ohne Zögern Dinge, die uns früher im Traum nicht eingefallen sind. Und wenn uns überhaupt der Gedanke kommt, man könnte davor zurückschrecken, so empfinden wir ihn als Witz. Auch

sehen wir Bilder, die uns früher erschüttert hätten, mit naturwissenschaftlicher Kühle... Der Kampf fordert den ganzen Menschen, und die Waffen reden jenseits aller Wünsche und Spekulationen eine klare und deutliche Sprache. Nichts existiert neben ihm. Er bewegt sich nach eigenem Gesetz in einem rein soldatischen Raum.»

Jedes Buch von Kriegsteilnehmern, das sich dem Fronterlebnis im soldatischen Raum zuwendet, weist als stärkste Kraft der Truppe auf die *Kameradschaft*. Auf Grund der Erfahrungen Marshalls betonen deshalb die Amerikaner die Notwendigkeit der bewußten Einordnung des Einzelnen in die Gemeinschaft der Truppe. Im Buche «Einen bessern findst du nicht» und im «Ruf der äußersten Grenze» kommt die Kraft und die Bedeutung guter Kameradschaft überzeugend und ergreifend zum Ausdruck. Der «alte Haufen» erfahrener Frontkämpfer wird zum festen Begriff soldatischer Bewährung.

Wo sich Frontkämpfer zum Worte melden, heben sie aber auch immer wieder mit aller Deutlichkeit hervor, daß das Standhalten im Feuer außer dem Bewußtsein der kameradschaftlichen Schicksalsverbundenheit ausschlaggebend vom Verhalten und *Beispiel der Vorgesetzten* abhänge. Wo der Führer die Nerven verlor, versagte auch die Truppe. Wo der Offizier und Unteroffizier unerschütterlich auf dem Posten stand, bewährte sich auch die Mannschaft. Es erwies sich als allgemeine Fronterfahrung, daß jener Vorgesetzte der erfolgreichste und bewährteste war, der für seine Truppe ein menschliches Herz hatte, aber auch in der Front schärfste Disziplin forderte.

Helmut Pabst berichtet von einem Erlebnis als Artilleriebeobachter bei einer vordersten Infanteriegruppe, die unter dem Befehl eines ausgezeichneten Unteroffiziers einen hartumkämpften Stellungsteil zu halten hatte. Er schreibt darüber: «Die Männer taugen nicht viel, offen gesagt, aber dieser eine Mann wiegt hundert auf. Wie er die im Zug hat! Wie in jedem Wort die überlegene Sicherheit eines alten, unerschrockenen Soldaten zu spüren ist! Dieser Mann ist nicht weich geworden wie so viele andere; er ist nicht in jener Weise kameradschaftlich, die doch nur Schwäche ist, und deshalb achten ihn seine Männer. In seinem Erdloch von einem Bunker liegen die Waffen sauber geordnet, Gewehr steht neben Gewehr, Handgranatan liegen griffbereit in einer Reihe, Meldetaschen, einige Bücher, Schreibzeug auf einem Wandbrett, die Kochgeschirre militärisch ausgerichtet auf einem andern. Darüber mag lachen wer will: ich weiß heute, daß dies keine Äußerlichkeiten sind, sondern daß hierin die Haltung besten Soldatentums zum Ausdruck kommt. Fragt einmal den einfachen Mann, fragt ihn, ob er so einen Vorgesetzten haben will oder einen andern! Die Antwort kommt

ohne Zögern: der da, der Unteroffizier, das ist ein Kerl! Denn der einfache Mann weiß ganz genau, daß in den entscheidenden Stunden sein Leben von dem Mut und der Tatkraft seines Führers abhängt.»

Über die Art des Führens und über das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen sagt der zum Leutnant beförderte Helmut Pabst: «Welche Mischung von Weisheit und Strenge gehört dazu, Führer zu sein im dritten Kriegsjahr! Welch eine Aufgabe aber! Ich bin erfüllt von dem Glück, zu spüren, daß ich gute Kräfte freimachen kann, daß Männer voll Vertrauen zu mir kommen, daß ihre Augen lachen, wenn sie mich sehen und daß sie sich ein wenig straffer halten, munterer werden und mit sich im Einklang, wenn ich mit fröhlichen Worten und schnell an ihnen vorbeigehe. Man muß das gute Wort haben zur rechten Zeit.»

Von einem frontbewährten, hervorragenden Abteilungskommandanten heißt es: «Als er in der schlimmen Zeit vor einem Jahr unsere Führung übernahm, war es wie eine Entspannung, und in diesen zwölf Monaten harter Kämpfe hat sich die Abteilung fest um ihn zusammengeschlossen. Je schwieriger die Lage, desto größer war die Ruhe, die von ihm ausging. Er konnte hart zurechtweisen. Aber wenn es kaum noch gehen wollte, wurde er gütig. Dann kam er mit kleinen Worten, stellte jeden an seinen Platz, und auf einmal ging alles leicht. Er war so selbstverständlich überlegen. Er kam unangemeldet. Ihm ging kein Warnruf voraus. Denn er war überall zu Hause. Wenn seine große Gestalt in der Feuerstellung erschien, war in aller Disziplin ein Teil Fröhlichkeit, eine freudige Unterordnung.»

Soldaten im Feuer! Dies ist die Endbestimmung jeder Armee, auch der unsrigen. Die Verpflichtung derer, die für die Erziehung und Ausbildung der Armee verantwortlich sind, liegt darin, dem Soldaten all das mitzugeben, was er im Feuer braucht, um unentwegt zu kämpfen. Keiner weiß, wie er die Feuerprobe besteht und ob er sich im Kampf bewähren wird. Es ist schon viel, zu wissen, auf was es ankommt, um sich im Feuer als Soldat zu bewähren. U.

# Zur Frage der Ausbildung in der Verteidigung

Von Oberst i. Gst. Alfred Ernst

## *I. Die heutige Situation*

Die Vorschrift «Truppenführung» stellt in Ziffer 485 fest, daß in unseren Verhältnissen die Verteidigung die *normale Kampfform* ist. Die Richtigkeit dieser Feststellung läßt sich kaum bestreiten. Gegen einen materiell und zahlenmäßig überlegenen Feind bietet uns der Abwehrkampf in einer aus-